

schehen, das im Menschen durch Erfahren des letzten ihn übersteigenden Geheimnisses oder durch die existentielle Begegnung mit dem in Christus sich mitteilenden göttlichen Du die große Wandlung in Gang bringt. Dabei gewinnt der Meditierende, indem er sich ganz hingibt, ganz sich selbst, und umgekehrt; eben darin wird er mit dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn eins und macht dessen Weg zu seinem eigenen, also erlöst sich nicht selbst, sondern läßt Christi Erlösung ebenso an sich geschehen, wie er sie selbst ergreift. Was das Auswerten der in der Meditation wirksamen psychischen Grundstrukturen sowie das Lernen von den Erfahrungen des Ostens betrifft, so waren die Katholiken offener als die Protestant, deren Erbsündenlehre ihnen mehr Zurückhaltung auferlegt. Als Hauptgegensatz meldete sich der zwischen der Meditation, die sich über alle bestimmten Gehalte erhebt und in der schweigenden Anwesenheit des Geheimnisses verweilt (angeregt vom Zen, bestätigt und korrigiert durch die mittelalterliche „Wolke des Nichtwissens“), und der anderen, die sich in bestimmten Gehalten bewegt, sich an Bild, Wort und Symbol hält und vor allem dem Wort der Hl. Schrift aussetzt. Damit verband sich der Gegensatz zwischen der Meditation, die sich an der Ich-Du-Beziehung ausrichtet und das menschliche Ich zum göttlichen Du hin überschreitet, und der andern, die das menschliche Ich in seine eigene Tiefe führt und (nach der Befürchtung der Gegenseite) über das Kreisen in sich selbst nicht hinauskommt. Dieser zweifache Gegensatz trat immer wieder hervor und schwelte noch mehr unterirdisch weiter, wurde aber nicht ausgetragen und sozusagen wie ein heißes Eisen kaum angefaßt. Daher ist für eine nächste Tagung zu empfehlen, daß man diese Gegensätze als Thema wählt, sie unvorgenommen ins Auge faßt und, ohne ihnen auszuweichen, reinlich zu klären sucht.

Johannes Lotz SJ

Was ist ein Mönch:

Ein Interview

Hans Peter Roschinski, Langenfeld, mit Bernardin Schellenberger OCSO, Mariawald (Eifel)*

R.: Mehr als zweitausend zählen die Berufe, die heute in Listen für Ämter und Versicherungen zusammengestellt sind. Blättern wir eine solche Liste durch, finden wir nicht die Angabe „Mönch“. Liegt es in der Eigenart dieses Berufes selbst, daß kein Listenautor auf den Gedanken kam, ihn eigens aufzunehmen? Doch die Frage: Was ist ein Mönch, was ist er heute? öffnet wieder den Zugang zu einer alten und durch die Zeit beständigen Form christlichen Lebens. Ich stellte

* Das Interview wurde am 2. 1. 1976 im Deutschlandfunk ausgestrahlt.

sie in der Trappistenabtei Mariawald, auf dem Rücken des Kermeter in der Eifel gelegen, einem Mönche, Bruder Bernardin. Was ist ein Mönch?

B.: Es ist nicht leicht, diese Frage mit einer kurzen Definition zu beantworten. Aber ich will es einmal versuchen, als Einstieg in unser Gespräch. Zunächst also würde ich sagen: Ein Mönch ist einer, der von einem Du – von Gott – gepackt worden ist, von einer Realität, die ihn derart in Anspruch nimmt, daß er sich radikal ihr widmen möchte.

R.: Wo uns der Mönch begegnet, da ist er nicht allein, er lebt in einer Gemeinschaft. Sehen Sie nur auf Ihre Siedlung hier, Sie zählen 40 Brüder.

B.: Ja, so widersprüchlich Ihnen das scheinen mag: Wir haben uns gerade deswegen, weil wir allein sein möchten, zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen. Gemeinsam schaffen wir uns einen Raum, ein Milieu des Schweigens, ein Klima der Stille, in dem der einzelne optimale Bedingungen findet, um sich in Gebet und Meditation auf diesen Gott einlassen zu können.

R.: Heißt das aber, christliches Leben vollziehen, wenn wir nach Alleinsein streben, allein sein wollen?

B.: Ihre Frage ist berechtigt. Neben diesem praktischen Grund, oder sogar noch wichtiger als dieser, ist unser Anliegen – so paradox auch dies wiederum klingen mag –, mit anderen, mit Brüdern, diese Einsamkeit zu teilen. Jeder von uns kennt aus eigener Erfahrung den Impuls, mit anderen und für andere leben zu wollen; und dieser Impuls, der zum Wesen des christlichen Lebens gehört, wird sogar umso stärker, je tiefer der Einzelne die Erfahrung der Einsamkeit durchlebt.

R.: Dann ist das eine spezifische Form der Einsamkeit, die Sie suchen. Auch draußen, in der Großstadt zum Beispiel, ist Einsamkeit verbreitet, ist sie für viele eine bedrückende Erfahrung.

B.: Die Erfahrung der Einsamkeit, die der Mensch in der Großstadt macht, würde ich als eine negative Form der Einsamkeit bezeichnen. Unsere Form dagegen suchen und erfahren wir als positiven Wert, als einen Raum, in dem ein Du gegenwärtig ist; als eine Intimsphäre, wie sie Liebende suchen, wenn sie ungestört sein möchten. Allerdings sage ich damit erst die Hälfte. Es ist auch auf weite Strecken der Raum, in dem wir die Abwesenheit dieses Du erleiden und schmerzlich durchstehen. Und damit wird doch eine Beziehung zur Einsamkeit des modernen Großstadtmenschen deutlich. Freilich ist auch diese Erfahrung der Abwesenheit nicht einfach die gleiche wie die eines Menschen, der nicht an Gott glauben kann oder sich nicht für ihn interessiert, sondern sozusagen nur die negative Form der Erfahrung seiner Anwesenheit, ein unendlicher Hunger und Durst und eine Sehnsucht nach letzter Erfüllung, die auf dieses abwesende Du ausgerichtet bleibt.

R.: Kann man so unbefangen, wie Sie es tun, von Gott als einem Du sprechen, als ob Sie das Du eines Menschen erlebten?

B.: Ich würde sagen: Ja. Ganz unbefangen tue ich es freilich nicht, weil ich weiß, daß man heute selbst in kirchlichen Kreisen so sehr von der Glaubenskrise beeindruckt ist, daß man ein derart ungeschütztes und uneingeschränktes Ja scheut. Aber ich bin der festen Überzeugung, daß in meinem Leben der konkrete Anruf

durch Jesus Christus steht, alles zu verlassen, um mich als Mönch total auf Gott auszurichten.

R.: Haben Sie wirklich diesen Ruf gespürt?

B.: Jawohl. Freilich war das nichts Spektakuläres, etwa, daß ich eines Tages irgendeine Stimme gehört hätte. Aber an einem bestimmten Punkt meines Lebens wußte ich mit voller Klarheit: Du mußt Mönch werden. Bei meinem Eintritt in Mariawald wurde diese Überzeugung mit sehr nüchternen Realitäten konfrontiert. Man teilte mir eine schlichte körperliche Arbeit zu, ließ mich an recht undramatischen Gottesdiensten teilnehmen, entzog mir alle Möglichkeiten der Zerstreuung und Ablenkung und gab mir ziemlich selten (ein- oder zweimal in der Woche) die Möglichkeit, mit jemandem zu sprechen. Solche, die nicht berufen sind, packen entweder dann von allein schnell wieder die Koffer, oder sie fangen an, extravagant zu werden – oder es stellt sich eben heraus, daß sie eine Wirklichkeit erfaßt haben, auf die sich ein Leben bauen läßt.

R.: In jeder christlichen Berufung ist auch die Berufung zum Dienst am Anderen. Ich bin ausgegangen, um nach Auftrag und Arbeit der katholischen Orden heute zu fragen. Was Sie mir bis hierhin erläuterten, verstehe ich, aber immer noch drängt sich mir der Gedanke auf, daß Sie einen Weg in der Einsamkeit gehen, auch in der Einsamkeit unter Brüdern, der in einem Abstand von allen anderen christlichen Brüdern verläuft: Haben diese nicht einen Anspruch auf Ihre Gemeinschaft, haben Sie nicht einen Auftrag unter ihnen?

B.: Ich glaube schon, daß wir nicht nur unter unseren christlichen Brüdern, sondern überhaupt in der Welt von heute einen Auftrag haben. Aber wir verstehen das als einen Auftrag besonderer Art. Darf ich es vielleicht paradox formulieren? Ich sehe meinen Auftrag darin, keinen Auftrag zu haben. Mehr denn je denken die Menschen von heute – und auch die Menschen in der Kirche – in den Kategorien des Wirtschaftlichen, des Ertrags, des Nutzens, des statistisch messbaren Erfolgs. Mit diesen Kategorien gehen die Menschen am eigentlichen Sinn des Daseins vorbei. Nicht umsonst weiß man allmählich immer weniger mit Kindern, Alten und Kranken anzufangen. Sie sind unproduktiv, und folglich überflüssig. Wir glauben aber, daß der Mensch von Gott nicht um irgendeines wirtschaftlichen Nutzens willen erschaffen ist, sondern ganz einfach, um zu leben. Um voll zu leben, um wahrhaftig zu leben, um als er selbst zu leben. Um für die Liebe und den Lobpreis Gottes und für die Liebe zu anderen Menschen zu leben. Deshalb lehnen wir es ab, eine Aufgabe oder Tätigkeit zu übernehmen, die innerhalb der heute üblichen Kategorien unser Dasein aus sekundären Gründen rechtfertigen könnten. Wir möchten bewußt außerhalb der normalen sozialen Strukturen leben, ohne den Halt und den Trost einer Familie, eines Berufs, einer Karriere, einer sozialen Stellung und selbst einer Aufgabe im Apostolat.

R.: Sie sprachen von dem Weg in die Einsamkeit. Das erinnert mich an die alten Mönchsväter, die „in die Wüste“ gingen, um da, wo es leer war, Gott nahe zu sein, und ihn unmittelbar zu erfahren. Wenn Sie nun mit Ihren Brüdern einen solchen Weg gehen, ist da nicht die Gefahr groß, daß in der Distanz zur Welt Sie auch eine Distanz zur Wirklichkeit schaffen, daß letztlich Sie ganz getrennt sind und fremd von einer Wirklichkeit, die Christen draußen erleben?

B.: Was verstehen Sie hier unter Wirklichkeit? Was ist ein „wirkliches“ Leben? Ich habe den Eindruck, heute werde sehr oft mit einer Art Mythos vom „wirklichen“, „eigentlichen“, „vollen“ Leben hantiert. Und die Werbung versucht uns weiszumachen, was wir alles brauchen, um als moderne, aufgeschlossene Menschen gelten zu können. Ist es ein wirkliches, ein reales Leben, von morgens bis abends zu arbeiten, sich berieseln zu lassen von Massenmedien, Werbung und Meinungsmache und im großen und ganzen so zu denken, zu urteilen, zu empfinden, wie – statistisch messbar und normierbar – der Normalbürger der Bundesrepublik denkt, urteilt, empfindet? Und sobald einer nicht bloß soziokritische Bewußtseinsbildung betreibt, sondern sich vor Ort, am konkreten Menschen engagiert, gerät er an den Rand dessen, was man landläufig als „zeitgemäßes“ Leben ansieht. Könnte es nicht sein, daß das im Grunde ein unwirkliches, ein unauthentisches Leben ist, ein Scheinleben, ein Spielen von suggerierten Rollen? Ein Leben, in dem man immer auf der Flucht ist vor sich selbst, oder von anderen ständig daran gehindert wird, zu sich selbst zu kommen?

R.: Sie gehen hinaus „in die Wüste“. Sie verstehen es nun so, daß Sie auf die Wirklichkeit zugehen?

B.: Ja, auf bestimmte Dimensionen der Wirklichkeit, an deren Verdrängung meiner Ansicht nach unser heutiges Zeitalter krankt. Ich möchte das noch etwas näher erläutern. Das Leben, das wir gestalten, ist reduziert auf einige wesentliche Grundlinien. Völlig weg fallen alle überflüssigen und luxuriösen Dinge, vor allem alle heutigen Hilfsmittel, sich in eine unwirkliche Welt hineinzugaukeln: Es gibt keinen Rundfunk, kein Fernsehen, keine harmlosen Möglichkeiten, sich abzureagieren, nicht einmal die, sich eine Zigarette anzuzünden. Wenn ein Mensch sich von all dem enthält und jahre-, vielleicht Jahrzehntelang kaum einmal ein schreiendes Plakat sieht, und wenn ihn kein Werbeslogan erreicht, dann reinigt sich, so meine ich, sein Bewußtsein, seine Psyche von sehr viel Unwirklichem.

R.: Das klingt so, als ob Sie eine Schau vom glücklichen Leben verwirklichen wollen?

B.: Es geht uns nicht darum, eine kleine heile Welt zu bauen. Sie gebrauchten schon selbst das Wort „Wüste“. Es ist die Wüste, worin wir leben wollen, nicht ein idyllischer Garten. Das heißt, der Mensch sitzt in diesem Klima buchstäblich auf dem Trockenen, wird mit sich selbst und seiner eigenen Wirklichkeit konfrontiert und hat keine Ausflucht, um sich das zu ersparen.

R.: Führt das aber nicht zu einer – ich möchte sagen – Nabelschau?

B.: Das könnte es sein. Aber darum soll es nicht gehen. Wir wollen uns nicht in irgendeine obskure Innerlichkeit verkriechen, wie man sie heute mit Drogen oder mit – oberflächlich mißverstandenen – Meditationstechniken sucht. Bei uns stellen sich heute öfter solch introvertierte Leute vor, die mit dem Leben nicht zureckkommen. Aber sie suchen angesichts der harten Ansprüche unseres Gemeinschaftslebens schnell wieder das Weite. Vielleicht spüren Sie jetzt den Sinn dieser paradox scheinenden Verbindung von Gemeinsamkeit und Einsamkeit. Damit die Selbsterfahrung auf dem Boden der Wirklichkeit bleibt, ist sie eingespannt in die elementaren Grundanforderungen, die zur Realität des menschlichen Le-

bens gehören: Es wird verlangt, daß man ein hohes Maß an sozialem Verhalten entwickelt und daß man von der eigenen Hände Arbeit lebt.

R.: Warum leben Sie beides, soziales Verhalten und Broterwerb, nicht mitten in der heutigen Arbeitswelt?

B.: Weil dort solche soziale Verhaltensmuster und -rollen aufgedrängt werden und ein solches Arbeitsklima herrscht, daß man geradezu systematisch sich selbst entfremdet wird.

R.: Könnten Sie hier noch näher erläutern, was Sie eben mit Selbsterfahrung meinten?

B.: Wenn ein Mensch alles ablegt, was ihn normalerweise in Besitz nimmt und zerstreut, macht er eine seltsame Erfahrung. Setzen Sie sich einmal eine ganze Stunde hin und versuchen Sie, sich von absolut nichts, weder von äußeren Dingen noch von inneren Gedanken, ablenken zu lassen. Wahrscheinlich halten Sie es auf Anhieb gar keine volle Stunde aus. Und nun stellen Sie sich vor, daß sich jemand nicht nur eine Stunde, sondern sein ganzes Leben lang auf diesen inneren Raum hin ausrichtet. Da kommen allmählich all die Ängste, Spannungen, inneren Konflikte, Traumata, die Sie als heutiger Mensch normalerweise in Ihrem Unbewußten und Unterbewußten verdrängt mit sich herumtragen, ins Bewußtsein. Ein schmerzliches Stück Wirklichkeit kommt damit ans Licht. Sich darauf ganz einzulassen, erfordert einige Mut. Ein Mönch kann es, weil er sich dabei von Gott geführt und darum nicht der Abgrundlosigkeit ausgeliefert weiß. Ich meine sogar sagen zu können, daß man darin eine echte Solidarität mit Christus in seiner Passion und in ihm mit allen leidenden Menschen erfahren kann. Man blickt seiner eigenen Ode, seiner eigenen Nichtigkeit, Falschheit, Selbstsucht, Kleinlichkeit, Schäbigkeit voll ins Gesicht. Man entdeckt, daß man bislang ein Schein-Ich, ein sehr egoistisches, kultiviert hat. Und dann erfaßt man allmählich, daß die Illusion, die Unwirklichkeit, nicht in den äußeren Dingen steckt, sondern in einem selbst. Die Ungerechtigkeit, die Lüge, die Schuld, der Machturst sitzt in mir selbst. Wahrscheinlich unterscheidet diese Grunderfahrung den Mönch vom Marxisten und von den heutigen Sozialkritikern und Revolutionären, die auch gegen die Entfremdung des Menschen kämpfen. Selbst noch die Strukturen und Konventionen im Kloster, die doch ganz darauf angelegt sind, dieser Entfremdung zu wehren, können nur allzuleicht wieder eine Scheinwirklichkeit liefern, können ein kleinkariertes, engstirniges Leben begünstigen und die Möglichkeit zur Flucht in Arbeit und fromme Betriebsamkeit bieten. Worauf es zuallererst also ankommt, und sicher nicht nur beim Mönch, ist, seine letzte innere Armut und Leere zu erfahren und anzunehmen und in einem sehr realen Sinn zu „sterben“, zum Tod meines selbstsüchtigen Ich Ja zu sagen, auf alle vordergründige Selbstverwirklichung zu verzichten und mich völlig loszulassen. Und auf dem Grund dieser Erfahrung, wenn sie durchgehalten wird, dieser Erfahrung meiner eigenen Nichtigkeit und Erbärmlichkeit, kann ich mein eigentliches, unverlierbares Selbst erfahren. Ich ahne, daß dort Gott selbst auf mich wartet und sich mir in einer ungeahnten Dichte und Wirklichkeit zu erfahren geben kann. Wenn ich das erreiche, werde ich in einer letzten Tiefe frei von mir und von allem, was mich versklaven und entfremden könnte. Dann kann ich für alle da

sein. Dann baue ich Gemeinschaft, nicht weil ich die anderen brauche, um mich in ihnen zu spiegeln und selbst bestätigen zu können, sondern weil ich für die anderen da sein möchte, sooft sie mich brauchen. Und so wäre unsere Gemeinschaft nicht nur ein Mittel zum Zweck einer authentischen Selbsterfahrung, sondern zugleich auch Ziel und Ideal solcher, die auf diesem Weg von sich selber losgekommen sind. So ungefähr also sieht der geistliche Weg aus, um den es uns geht.

R.: Verstehe ich Sie recht, dann müßte eigentlich jeder diesen Weg gehen – und Mönch werden?

B.: Jeder Mensch müßte sich in diesem Sinn auf die Wirklichkeit seines eigenen Daseins einlassen. Aber sicher können und sollen nur wenige diese Erfahrung zum alleinigen und ausschließlichen Programm ihres Lebens machen. Immerhin glaube ich, daß es im Gesamt der Kirche Menschen geben muß, die mit ihrer ganzen Existenz auf diese Tiefendimension hinweisen. Wir glauben sogar, daß dort, wo ein Mensch auf diesem Weg vorangeht und zu dieser Tiefe vorstößt, für alle in der Kirche etwas Fruchtbare geschieht, weil wir die Kirche als eine organische Einheit sehen – oder wie Paulus sagt, als einen Leib mit vielen Gliedern. Wenn ein Glied leidet, leiden alle mit, und wenn ein Glied zu einer tieferen Erkenntnis oder zu größerer Wahrhaftigkeit vorstößt, haben alle daran in geheimnisvoller Weise Anteil.

R.: Ich glaube, ich habe jetzt den Sinn Ihres Lebens als Mönch besser erfaßt, aber es bleiben immer noch Fragen. Eine bewegt mich besonders: Ist Ihr Auftrag, ja Ihr Dasein überhaupt, nicht viel zu wenig in der Kirche bewußt?

B.: Das mag sein. Aber das liegt an denjenigen, die in der Kirche die Aufgabe der Verkündigung haben und fast nur noch andere Dimensionen, sei es die soziale, die liturgische oder die politische im Blickfeld haben. Ein Mönch spricht nur, wenn er gefragt wird. Er nimmt sich viel zu wenig wichtig, als daß er sich Sorgen machen könnte, er sei zu wenig bekannt, oder er müsse anderen unbedingt etwas sagen. Außerdem hat ein Mönch, wenn er zu reden anfängt, den Verdacht gegen sich selbst, daß er sich damit schon wieder eine gesellschaftliche Position aufbauen, eine Scheidentität zulegen könnte. Ein früher Mönchsvater hat sogar rundweg das Wort verweigert, auch wenn er gefragt wurde. Er vertrat den Standpunkt: Wenn diesen Menschen mein Schweigen nichts sagt, werden ihnen erst recht meine Worte nichts sagen.